

dtv

Es ist ein Sommer mit biblischer Hitze und zerstörerischen Stürmen, als Psychotherapeutin Gabrielle Fox es mit einer unheimlichen Patientin zu tun bekommt: Bethany Krall hat auf grausame Weise ihre Mutter umgebracht. Die 16-Jährige ist gewalttätig, manipulativ – und sie behauptet, Naturkatastrophen vorhersehen zu können. Zunächst tut Gabrielle das als Symptom von Bethanys psychischer Erkrankung ab. Doch dann treten genau die Unglücksfälle ein, die das junge Mädchen prophezeit hat ...

»Erstklassisches Lesevergnügen, verpackt in einen aufwühlenden Ökothriller nebst dramatischem Finale.« (Sonntagsjournal)

Liz Jensen studierte Englisch am Somerville College in Oxford, arbeitete als Journalistin in Hongkong und Taiwan, danach als Produzentin für die BBC und als Journalistin und Bildhauerin in Frankreich. Heute lebt sie in London und Kopenhagen. Sie hat bereits eine Reihe von Romanen veröffentlicht und war mehrmals u. a. für den Orange Prize und den Guardian Fiction Prize nominiert. 2013 ist ihr neuer Roman ›Die da kommen‹ ([dtv 24960](#)) erschienen.

Liz Jensen

ENDZEIT

Thriller

Deutsch von
Susanne Goga-Klinkenberg

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Liz Jensen
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die da kommen (24960)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2009 Liz Jensen
Titel der englischen Originalausgabe:
The Rapture (Bloomsbury, London 2009)
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier
für Gestaltung, Stephanie Weischer unter
Verwendung von Fotos von Arcangel Images
und plainpicture
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21497-1

Für Raphaël

1. Teil

In jenem Sommer, in dem sich alle Regeln änderten, schien der Juni tausend Jahre lang. Die Temperaturen waren gnadenlos: achtunddreißig, neununddreißig, vierzig Grad im Schatten. In dieser Hitze musste man sterben, durchdrehen oder sich fortpflanzen. Alte Leute kollabierten, Hunde wurden in Autos bei lebendigem Leibe gegrillt, Liebende konnten nicht die Finger voneinander lassen. Der Himmel lastete schwer wie der Deckel eines Hochofens, ließ den Untergrund schrumpfen, Beton bersten und Büsche an den Wurzeln absterben. In den ausgedörrten Vororten dudelten die Eisverkäufer Kindermelodien in Straßen, die Teer schwitzten. Unten am Hafen reflektierte das Meer die Sonne in winzigen, barbarischen Spiegeln. Man war am Ersticken und sehnte sich nach Regen. Der nicht kam.

Doch es kamen andere Dinge, scheinbar willkürlich. Darunter Bethany Krall, der mordende Teenager. Falls ich damals nicht gewusst habe, dass die Unruhe bestimmten Regeln gehorcht, so weiß ich es jetzt.

Damals träumte ich fast jede Nacht so lebhaft, dass die Träume wie digital bearbeitet schienen. Manchmal konnte ich mehr als nur gehen und laufen und springen. Ich konnte radschlagen; ich konnte praktisch fliegen. Ich war eine Akrobatin, schleuderte meinen Körper durch die leere Luft und schwebte wie eine Figur von Chagall in der Stratosphäre.

Dann wieder war ich mit Alex zusammen. Er warf lachend den Kopf zurück, als wäre nichts geschehen. Oder wir hatten hektischen Sex, ein wildes Gewirr aus Gliedmaßen. Oder wir gaben uns der anderen Beschäftigung hin, in der wir es so rasch zur

Meisterschaft gebracht hatten: Streiten. Voller Bosheit. Auch, als wäre nichts geschehen.

Dann wachte ich auf. Ich lag da, mein Oberkörper schweißbedeckt, während der Versandhaus-Ventilator meine nackte Haut mit Luft beharkte, und ließ den neuen Tag stufenweise hereinsickern. Bevor ich aufstand, um mich zu waschen, anzuziehen und mit meinem Haar zu kämpfen, weil ich aussah wie nach einer Vergewaltigung unter Drogen, folgte die letzte Stufe: Ich zählte mir pflichtschuldig das, was ich hatte, auf. Es war nicht viel, was das volkstümliche kleine Ritual beträchtlich verkürzte.

Als der Himmel schließlich seine Schleusen öffnete, nahmen die Unwetter biblische, größenwahnsinnige Ausmaße an, als führte ein zorniger Jehova von oben Regie. An den Küsten gaben Klippen nach und kippten Erde, Geröll und Schlamm auf die Strände, wo sie in trotzigem Haufen liegen blieben. Am Horizont explodierten kohlschwarze Wolken und türmten sich zu schwankenden Luftmetropolen. Jenseits der grauen, steinernen Bollwerke des Hafens elektrisierten Blitze das Wasser und beschworen Poltergeistwinde herauf, die willkürlich Dinge hochwirbelten und wieder hinunterschleuderten. Leidenschaftliche Böen zerrten an den Segeln der ankernden Boote und stürmten von dort ins Landesinnere, drückten ganze Maisfelder zu Boden, entwurzelten Bäume, zerschmetterten Hopfensilos und Scheunen, ließen zerrissene Müllsäcke in der Luft Pirouetten drehen, gespenstische Geister des Konsumwahns. Das unberechenbare Wetter war weltweit zur Norm geworden; das hatten wir inzwischen kapiert und waren schon genervt von seinem theatralischen Hang, Aufmerksamkeit zu fordern. Ursache und Wirkung. Gewöhne dich daran, dass A zu B führt. Gewöhne dich daran, in interessanten Zeiten zu leben. Lerne, dass nichts willkürlich geschieht. Achte auf den Punkt, an dem es kippt. Dreh dich um, vielleicht liegt er schon hinter dir.

Psychische Umbruchsituation, eine Welt, die auf dem Kopf steht, Hinterfragen des Status quo, die ewige Nähe der Hölle – all diese Themen lagen mir sehr am Herzen. Laut einer Volksweis-

heit ist es falsch, nach einer persönlichen Katastrophe große Veränderungen vorzunehmen. Man soll bei seinen Liebsten bleiben oder, falls man keine hat, bei jenen, die gerade verfügbar und willens sind, einem im Horror des neu konfigurierten Lebens die Hand zu halten. Warum also hatte ich nach meinem Unfall so hartnäckig das genaue Gegenteil getan? Damals war ich mir sicher gewesen, dass es richtig sei, London zu verlassen, schließlich hatte ich das Für und Wider kühl abgewogen. Doch meine Träume von den Chagall-Mädchen und die Ruhelosigkeit, die mich überkommen hatte, deuteten auf eine andere Möglichkeit hin: dass ich wieder einmal mein Leben versaut hatte, und zwar so gründlich und endgültig, wie es nur eine Psychologin kann. Mein Gehirn machte Überstunden in Sachen Verdrängung, rotierend wie eine kaputte Zentrifuge auf Höchstgeschwindigkeit.

Morgens verschmilzt die bescheidene Skyline von Hadport sanft mit dem Küstennebel, der im Frühlicht geradezu metaphysisch wirkt. Ein Spritzer helle Luft trifft aufs Wasser, und zarte chemische Auren umtanzen einander, bevor sie sich vereinigen und in die Stratosphäre aufsteigen. Konservativ denkende Engel, die sich angesichts ihrer beschränkten himmlischen Rente zum Umzug gezwungen sehen, könnten sich eine solche Stadt für ihren Lebensabend aussuchen. Ebenso mein einstmals energischer und kultivierter Vater, vorausgesetzt, er wäre lange genug bei Verstand geblieben, um Prospekte von Seniorenheimen zu lesen, statt sich ins Pflegeheim zu alzheimeren und seine wachen Stunden mit Zeichentrickfilmen und einem Sabberlätzchen aus Plastik zu verbringen: ein wahrlich trauriges Ende für einen ehemaligen Diplomaten. Wenn man früh genug das Haus verlässt, schmeckt man prickelndes Ozon. *Genügend Parkplätze*, hätte mein praktisch denkender Vater im Prä-gaga-Stadium gesagt, wenn er mich bei meinen morgendlichen Ausflügen auf den kaugummiübersäten Gehwegen meiner neuen Heimatstadt begleitet hätte. *Sehr nützlich in deiner Lage, Gabrielle*. Später am Tag würde er diese gute Meinung ein wenig einschränken. Hadport liegt in der Nähe

des Kanaltunnels und hat einen hohen Anteil illegaler Einwanderer und Asylbewerber: die Bevölkerung der billigen Pensionen, die Unterschicht ohne Wurzeln. Auf sie stürzt sich der *Courier* im Namen der »alteingesessenen« Bürger, die erst müdes Mitleid zeigten, nun aber eine krankhafte Abneigung entwickelt haben – von den Leitartikeln als gerechtfertigte Empörung bezeichnet. Während der Tag sich entfaltet, füllen sich die Mülleimer und quellen schließlich über von Starbucks-Bechern, Klatschmagazinen, zerdrückten Bierdosen und Burgerkartons, die aussehen wie aufklaffende Muschelschalen aus Styropor: die leeren Hüllen dessen, was die britische Seele nährt. Mit der Dämmerung kommen rüdig Füchse, die durch die bohrende Hitze streichen und Nahrung suchen.

In meinem neuen Leben verbringe ich die Wochentage meist zwei Kilometer außerhalb der Stadt, jenseits verstopfter Hauptstraßen und Mini-Kreisverkehre. Wenn man die Industriebrache an der East Road passiert, das Matratzen-Lagerhaus, die Souls Harbour Apostolic Church, die Brennstoffzellenfabrik und ein hohes Gebäude, bei dem es sich angeblich um eine bahnbrechend moderne Schweinefarm handelt, und dann bei dem riesigen Strommast, der aus einem bestimmten Blickwinkel wie ein Rodeoreiter auf dem Ledermöbel-Outlet hockt, rechts abbiegt, sieht man schon den diskreten Wegweiser zu meinem Arbeitsplatz.

Eigentlich hätte es wohl längst abgerissen werden sollen. Das weiße Herrenhaus hinter dem Elektrozaun stammt aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und sieht aus wie ein altersschwaches Kreuzfahrtschiff, das zwischen Andentannen, Zypressen und stacheligen Palmen ankert, Golfstrom-Gewächsen aus edwardianischer Zeit. Früher war es ein Hotel für Rekonvaleszenten, denen man Seeluft verschrieben hatte. Die weiße Backsteinfassade und die Nebengebäude sind von Rissen durchzogen wie altes Marzipan. Glyzinien und Geißblatt wuchern an schmiedeeisernen Balkonen, Pergolen und rostigen Gartenpavillons empor. Man könnte auf die Idee kommen, Dornröschen

schlafe in einem gläsernen Sarg irgendwo hinter der Rezeption. Stattdessen betritt man ein Museum bröckelnder Stuckdecken. Das Gebäude produziert eine ganz eigene Luft, die nicht mit der Duftkerzenkultur moderner Zeiten Schritt gehalten hat. Hier überlagert Lufterfrischer mit Fichtennadelaroma die tieferen Schichten von WC-Ente, Hausschwamm und dem traurig-süßlichen chemischen Geruch psychischen Leidens.

Willkommen im Oxsmith Adolescent Secure Psychiatric Hospital, dem Heim der hundert gefährlichsten Kinder im Land.

Zu ihnen gehört auch Bethany Krall.

Von meinem Büro im Erdgeschoss sieht man in der Ferne eine Reihe weißer Windräder, die wie elegante Küchenmaschinen im Meer stehen. Ich bewundere die Anmut ihrer Konstruktion, ihre schlanke Diskretion. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, sie zu malen, aber der Drang ist zu theoretisch, zu weit entfernt vom noch funktionierenden Teil meiner selbst. Oft schaue ich zum Horizont, wie gebannt von ihrer geschmeidigen, geschäftigen Antwort auf den Wind. Bisweilen, wenn mich eine Art Lagerkoller überfällt, ahme ich ihre Bewegungen nach und lasse meine Arme im Rhythmus kreisen – nicht um Energie aufzunehmen, sondern um sie loszuwerden. Manchmal erblicke ich mich unerwartet in einer Ecke des Spiegels, sehe mein Haar, meine Augen, meinen Mund, die Haltung meines Kopfes, hüte mich aber, etwas auf mein Aussehen zu geben. Es hat mir kein Glück gebracht.

Als ich Bethany Krall zum ersten Mal begegne, arbeite ich seit zwei Wochen als Vertretung für Joy McConey, eine Psychotherapeutin, die eine Auszeit genommen hat, vermutlich ein Euphemismus für irgendeinen unausgesprochenen Skandal. Meine neuen Kollegen möchten nicht über sie sprechen. In Einrichtungen, die als Mülleimer für Menschen angesehen werden, ist die Fluktuation hoch. Die meisten von uns haben flexible Verträge. Es sind Stellen ohne Prestige. Man redet von neuerlichen Kürzungen, die zu einer endgültigen Schließung von Oxsmith führen könnten. Ich aber komme frisch aus der Reha, dem erzwungenen Rückzug

von der »Front«, wie man es dort nannte, und kann daher nicht wählerisch sein. Da ich keine langfristigen Pläne habe, versuche ich mir einzureden, dass eine kurzfristige Strategie an einem fremden Ort besser ist als ein vertrauter Ort ohne jede Strategie.

Zwischen den kaputten Büroklammern, der welken Grünlilie und den alten Kaffeebechern aus Styropor, die Joy McConeys verlassenes Büro bevölkern, finde ich eine Grußkarte. Darauf hat jemand in kleinen, gehetzt wirkenden Buchstaben die rätselhafte Botschaft hinterlassen: »Für Joy. Die wahrhaft glaubte.« Woran? An Gott? An das Ende des Leidens in Israel und dem Iran? An die psychotischen Phantasien eines Insassen? Die Unterschrift kann ich nicht entziffern. Ich mag Grünlilien nicht besonders. Doch irgendetwas – vielleicht mein zerbrechlicher, inkonsequenter innerer Buddha – hält mich davon ab, unnütz Leben zu vernichten, selbst wenn es in der Nahrungskette sehr weit unten steht. *Soll sie leben. Aber man braucht sie nicht auch noch zu ermutigen.* Anscheinend kann Kaffee trotz Plastikdeckel schimmeln. Ich gieße die Reste in die asbestverseuchte Blumenerde und werfe den Becher zu Joys Karte in den Papierkorb.

Ich bin kein netter Mensch.

Etwas habe ich von meinen gestressten Kollegen aufgeschnappt: Man hat mir Bethany Krall zugewiesen, weil niemand sonst mit ihr arbeiten will. Als Neuankömmling habe ich keine Wahl. Bisher haben alle, die mit Bethany Krall zu tun hatten, sie als nicht therapierbar bezeichnet, ausgenommen Joy McConey, deren Notizen sich aber nicht in der Akte finden – womöglich hat sie niemals welche angefertigt. Zwar macht es mich nicht nervös, Bethany Krall unter meinen Patienten zu haben, doch meine Begeisterung hält sich in Grenzen. Seit dem Unfall empfinde ich körperliche Gewalt anders als früher. Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um mich davor zu schützen. Bis auf eines – mein Haar, dessen Länge sich durchaus zum Erdrosseln eignen würde, habe ich nicht angerührt, darin bin ich eitel. Doch nun, da Bethany Krall auf meiner Patientenliste steht, werde ich vielleicht

doch zum Friseur gehen: Laut Akte ist mein neuer Schützling ein Extremfall in Sachen Aggressivität.

Nachdem ich zehn Jahre mit psychotischen Jugendlichen wie Bethany Krall gearbeitet habe, bin ich solche Geschichten gewöhnt, doch der Mord an ihrer Mutter weckt in mir ein vertrautes flaues Gefühl, eine Art moralischen Schmerz. Die knallbunten Polizeifotos in der Akte lassen mich flüchtig die Augen schließen und lenken meinen Blick wieder zum Fenster, wobei ich mich frage, wie man freiwillig Gerichtsmediziner werden kann. Außer den fernen Windrädern gibt es kaum Trost fürs Auge. Der schimmernde Asphalt des verlassenen Basketballplatzes, eine Reihe Müllcontainer und dahinter der Elektrozaun, eine Aussicht, die einen Country-Akkord voller Selbstmitleid in mir anschlägt. Bei meiner Ankunft habe ich flüchtig mit dem Gedanken gespielt, ein Foto von Alex neben meinen Computer zu stellen – lachendes Alphamännchen am Roulettetisch –, zusammen mit meiner Familiensammlung: verstorbene Mutter, die an einem Kiesstrand in die Sonne blinzelt; Bruder Pierre mit frisch entbundener Frau und Zwillingssöhnen; Vater im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, der mit Kreuzworträtsel im *Daily Telegraph* kämpft. Aber ich tat es nicht. Warum mich jeden Tag an das erinnern, was ich auf die eine oder andere Weise zu Grabe getragen habe? Außerdem würden neugierige Kollegen Fragen stellen, auf die sie je nach meiner Laune morbide, geschmacklose oder brutale Antworten bekämen. Erinnerungen an meine frühere Existenz und die Zukunft, die sie versprach, beginnen manchmal als harmlose, vaselineweiche, nostalgische Vignetten. Dann aber sitze ich plötzlich in einer Geisterbahn und rase in einen bösen schwarzen Kurzfilm, beleuchtet vom Todfeind aller Opfer der Umstände, der späten Einsicht. Um meiner geistigen Gesundheit willen entschuldige ich mich still bei Alex, bevor ich ihn in meiner Schublade begrabe, zusammen mit meiner Notfallflasche Laphroaig-Whisky und einer selbst gebastelten Blumenpresse, dem Geschenk eines Patienten, der sich an einer Wäscheleine erhängt hat.

Die Glücksschublade.

Bevor ich mit dem Aufzug nach oben in den Raum fahre, den man mit schauerlichem bürokratischem Ernst Kreativwerkstatt getauft hat, blättere ich in Bethany Kralls Akte, wobei ich mir die ausführlichen Angaben zu Medikation und medizinischen Untersuchungen für später aufhebe. Die Fakten sind krass genug. Am 5. April vor zwei Jahren erstach Bethany Krall in den Osterferien in einem irren und ungeklärten Angriff ihre Mutter Karen mit einem Schraubenzieher. Bethany Krall war vierzehn, klein und untergewichtig für ihr Alter. Umso bemerkenswerter, wie heftig und nachhaltig die Attacke verlief: Das Kind musste aus irgendeiner Quelle gewaltige Kraft geschöpft haben. Dass sie den Mord begangen hatte, stand außer Frage. Das Haus war von innen abgeschlossen, und ihre Fingerabdrücke fanden sich überall auf dem Tatwerkzeug. Bethanys Vater Leonard, ein evangelikaler Prediger, befand sich zu dieser Zeit auf einer Prophezeiungstagung in Birmingham, er war am Morgen abgereist. Eine Stunde vor der Tragödie hatte er noch nacheinander mit Frau und Tochter telefoniert und berichtete, Karen habe sich Sorgen wegen Bethanys Appetitmangel gemacht, während das Mädchen selbst über schwere Kopfschmerzen klagte. Karen Krall hatte das Telefon auf Mithören gestellt, und sie hatten miteinander gebetet. Das war Familientradition.

Um halb elf Uhr abends hörte ein Nachbar laute Schreie und rief die Polizei. Als diese eintraf, war Karen Krall bereits tot. Man fand ihre Tochter neben ihr auf dem Boden, zusammengekrümmt in Fötus-Position. Auf diesem Foto kann man Bethanys Gesicht nicht sehen, wohl aber das ihrer Mutter, zumindest den Teil, der nicht mit Blut bedeckt ist. Der Schraubenzieher steckt tief in ihrem linken Auge, der gelbe Plastikgriff ragt heraus. Er wirkt seltsam munter wie eine Gabel in einem blutigen Steak, das keiner mehr essen will. Auf der Blutlache am Boden hat sich eine Haut gebildet, wie bei Acryl- oder Dispersionsfarbe. Ein Foto zeigt einen offenen Mülleimer, der laut Unterlagen »die

verkohnten Überreste einer King-James-Bibel« enthält. Eine Untersuchung, die unmittelbar nach der Tragödie vorgenommen wurde, ergab frische blaue Flecke an Bethanys Körper, vor allem an den Oberarmen, und Verletzungen an beiden Handgelenken. Daraus schloss man auf einen heftigen Kampf.

Auf der nächsten Seite findet sich ein Bild der Kralls aus glücklicheren Zeiten, aufgenommen ein Jahr, bevor die Familie implodierte. Es zeigt ein dunkelhaariges Kind mit scharfen Zügen, flankiert von den Eltern: einem gut aussehenden Vater und seiner blassen, mageren Frau. Alle lächeln breit – Bethany so breit, dass ihre Zahnschmelz im Mittelpunkt steht. Unglücklichsein kann viele Formen annehmen. Bethanys Lehrer beschrieben sie als hochintelligent, aber gestört. Zwischen den Zeilen lese ich, dass sie wie so viele Kinder ihrer Generation das klassische Produkt der »interessanten Zeiten« des vergangenen Jahrzehnts ist, der Lebensmittelpreis, Massenaufstände und eines Nahostkrieges von apokalyptischen Ausmaßen. Sie wurde vor allem durch die *Glaubenswelle* geprägt, die dem weltweiten wirtschaftlichen Zusammenbruch folgte: Bethany, starrköpfige Tochter eines Predigers, rebellierte gegen die dominante Rolle, die das fundamentalistische Christentum in ihrem Leben einnahm. In der Schule galt sie als selbstzerstörerisch und hatte sehr wahrscheinlich sexuelle Beziehungen zu Jungen, blieb im Unterricht aber aufmerksam und zeigte besonderes Talent in Naturwissenschaften, Kunst und Erdkunde. Es gab keine offenkundigen Anzeichen einer psychischen Erkrankung, doch wurde bei einer Lehrerkonferenz am Schuljahresende die Sorge geäußert, dass sie »unglücklicher als gewöhnlich« schien.

Ich blättere zum nächsten Teil, dem Bericht des Polizeipsychiaters. Dr. Waxman schreibt wortreich, aber die Geschichte ist im Grunde einfach. Unmittelbar nach dem Mord setzte bei Bethany ein Bewältigungsmechanismus ein, der so brutal und effizient war wie eine Amputation auf dem Schlachtfeld: Sie verlor das Gedächtnis. Sie bestritt die Tat nicht, behauptete aber, sie könne

sich nicht daran erinnern und wisse auch nicht, was sie zu einem so drastischen Handeln bewogen habe. Auch wollte sie nicht mit ihrem Vater sprechen, als dieser tief bestürzt von seiner Reise nach Birmingham zurückkehrte. Ihre Weigerung führte zu beunruhigenden Szenen. »Eine selbst gewählte Amnesie als Form der Verweigerung oder Zuflucht ist bei Trauma-Opfern nicht ungewöhnlich«, notiert Waxman. »Im Zusammenhang mit einem Verbrechen kann diese beim Täter ebenso wie bei seinem Opfer auftreten.« Er überwies sie nach Oxsmith, verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, sie werde in den kommenden Wochen und Monaten Fortschritte machen, und wandte sich dem nächsten Fall zu.

Waxmans Optimismus bezüglich der positiven Wirkung des Oxsmith Adolescent Secure Psychiatric Hospital war unbegründet. Zwei Jahre nach ihrer Aufnahme hatte Bethany Krall vier Selbstmordversuche hinter sich und einen anderen Patienten ernsthaft angegriffen. Ihr Gedächtnis war wiedergekehrt, doch sie weigerte sich, über den Mord und das, was ihn ausgelöst hatte, zu sprechen. Sie aß kaum mehr und erhielt, nachdem eine akute Depression diagnostiziert worden war, eine breite Palette psychotroper Substanzen, von denen keine ihre Stimmung heben konnte. Bethany zeigte kein Interesse an den therapeutischen Sitzungen und blieb die meiste Zeit stumm. Wenn sie sprach, äußerte sie die Überzeugung, dass ihr Herz schrumpfe, ihr Blut vergiftet sei und sie »von innen verfaule«. Man versuchte es mit zunehmend experimentellen Medikamentenkombinationen, von denen manche zu einer Verschlechterung ihres geistigen Zustands führten und Nebenwirkungen wie Zittern, übermäßigen Speichelfluss, Lethargie und einmal sogar einen Krampfanfall hervorriefen. Sie zeigte eine extreme Verstörtheit, schnitt sich häufig und litt an gefährlichem Untergewicht.

Nach einem schweren Gewitter, bei dem sie mit einer Plastikgabel auf ihre Kehle eingestochen hatte, behauptete Bethany schließlich, sie sei tot, und ihr Körper verwese allmählich. Da sie als Leiche keine Nahrung verdauen konnte, hörte sie gänzlich

auf zu essen. An diesem Punkt diagnostizierte man das Cotard-Syndrom, die nihilistische Überzeugung, dass der eigene Körper verstorben sei, und beschloss nach längerer Diskussion, dass eine Elektrokonvulsionstherapie die letzte Möglichkeit sei.

Die Resultate werden als »dramatisch« beschrieben. Bethany begann zu essen, zu sprechen und reagierte positiver auf die Therapie. Obwohl sie unmittelbar nach der Anwendung die üblichen Nebenwirkungen wie Verlust des Kurzzeitgedächtnisses und Orientierungslosigkeit zeigte, beurteilten die Psychiater die Behandlung als absoluten Erfolg. Bethany erklärte, sie fühle sich »lebendiger«, und behauptete mit Nachdruck, die EKT als positiv zu erleben, obwohl sie sich während der gesamten Anwendung in Narkose befunden hatte und sich unmöglich daran erinnern konnte. In der Welt der geistig Gestörten ist das Absonderliche jedoch relativ. Alles ist denkbar und äußert sich mit der verdrehten Anti-Logik, nach der auch Angstträume funktionieren: Dosen mit Mangoscheiben enthalten verschlüsselte Botschaften des Amtes für Nationale Statistik; jemand ist überzeugt, sein Skelett werde sich auflösen, wenn er an Sex denkt; ein Mensch leidet unter der Angst, einzementiert zu werden. Ein jugendlicher Brandstifter, mit dem ich es einmal zu tun hatte und der die chemische Zusammensetzung jedes nur erdenklichen entflammbaren Gases auswendig wusste, bestand darauf, aus Angst vor einer Kiefersperre immer den Mund offen zu halten. Er schlief mit einem Kissenzipfel zwischen den Zähnen, als hinge sein Leben davon ab. Der bunte Teppich des Lebens, pflegte mein Vater in seinen Bridge-und-Kreuzworträtsel-Tagen zu sagen, bevor Zeichentrickfilme und Sabberlätzchen die Regie übernahmen.

Nachdem die Elektroschockbehandlung zunächst fünf Wochen lang einmal wöchentlich angewandt wurde, erhält Bethany seit März monatliche Erhaltungsdosen von einem gewissen Dr. Emet, den ich noch nicht kennengelernt habe, obwohl ich schon seinen Hinterkopf gesehen und festgestellt habe, dass er mal wieder zum Friseur gehen sollte. So wirksam die EKT auch sein

mag, Bethany weigert sich weiterhin, über ihre Eltern und das katastrophale Ereignis, das sie hierher gebracht hat, zu sprechen. Es ist nach wie vor ein Rätsel, warum sie ihre Mutter an einem Aprilabend angegriffen und mit einem Schraubenzieher ermordet hat. Ich bin mir nicht sicher, wie wichtig diese Weigerung aus therapeutischer Sicht ist. Ein Prinzip der Psychologie besagt, dass verschüttete Traumata zutage gefördert und verarbeitet werden müssen, bevor ein Patient neu beginnen kann. Diese Argumentation überzeugt mich immer weniger. Gäbe es eine Pille, mit der man das Grauen unterdrücken kann, würde ich sie nehmen und die letzten beiden Jahre meines Lebens auslöschen. Das Gehirn ist so unerforscht und unermesslich wie die See und ebenso launenhaft. Aber es ist auch klug genug, das zu tun, was einen Körper am Leben erhält. Wer kann wirklich behaupten, es nütze Bethany Krall, wenn man ihre Tat und deren Beweggründe forensisch analysiert? Spürt sie dies unbewusst und will mithilfe der EKT einen entscheidenden Teil ihres Gedächtnisses auslöschen?

Da ich nicht viel Zeit habe, blättere ich den Rest rasch durch. Darunter findet sich eine Notiz, die der leitende Psychiater von Oxsmith, Dr. Sheldon-Gray, nachträglich hinzugefügt hat. *Der Vater der Patientin, Leonard Krall, weigert sich, Bethany in Oxsmith zu besuchen. Aus therapeutischer Sicht mag dies vorteilhaft für Bethany sein, da er den Mord an seiner Frau damit erklärt, Bethany sei »vom Bösen besessen«.*

Auch ich habe ein Problem mit solchen Begriffen. Als meine Mutter starb, schickte mein Vater mich in ein katholisches Mädcheninternat, in dem unerschütterliche biblische Wahrheiten herrschten – Wahrheiten, die einem Mann wie Krall und den Millionen, die wie er während der *Glaubenswelle* konvertiert sind, bekannt sein dürften. Da er aus solchen Gewissheiten heraus lebt, weiß er, dass die einzige Erklärung für Bethanys Gewalttätigkeit nicht irdischer Natur ist, dass es sich nicht um Schmerz oder Rache oder Zorn oder ein chemisches Ungleichgewicht im Gehirn handelt, sondern um eine »Visitation«. Der wahre Glaube,